

hen“?, was ereignet sich in der Kunst? Welche Bedeutung haben Autorität und Tradition? Dies sind nur einige der Fragen, mit denen sich G. vor allem in seinem Hauptwerk „Wahrheit und Methode“ befasst hat, denen er aber auch in vielen Vorträgen und Aufsätzen nachgegangen ist.

Sosehr G. sein Denken im Gespräch mit anderen formte und bewährte – schließlich war es doch durch seine Unverkennbarkeit und seine Unverwechselbarkeit gekennzeichnet. Wie ein roter Faden zieht sich durch das Buch auch die Herausstellung der Eigenständigkeit G.s seinem Lehrer und Weggenossen Heidegger gegenüber. Er verdankte ihm Entscheidendes, aber hatte keine Scheu, sich von ihm auch abzusetzen.

Die Vf.in hat ihr G.-Porträt aus einer beeindruckenden Kenntnis des Werkes G.s sowie des Denkens derer, mit denen er sich befasst hat, heraus gestaltet. Sie lässt immer wieder erkennen, dass sie G.s Denken zustimmt, und verteidigt ihn gegen die Einsprüche, die ihm oft genug begegnet sind.

G.s hermeneutische Philosophie ist auf verschiedenen Gebieten beachtet worden, z. B. auch im Bereich der Rechtsphilosophie. Die Vf.in hat auch einige Anmerkungen zur Rezeption dieser Philosophie im Raum der Theologie gemacht (243 f.). Sosehr sie dabei auf einige Spuren, die sich dort finden, verweisen kann, hält sie doch fest: „Gleichwohl ist die Debatte, die Gadamer's Hermeneutik im theologischen Bereich ausgelöst hat, eher begrenzt geblieben, sei es wegen des antidogmatischen Potentials der Hermeneutik, sei es, weil ihre religiöse Dimension lange verschwiegen wurde“ (244). Sosehr diese Bilanz im Ganzen zutreffen mag: Ein christlicher Autor hätte noch erwähnt werden können, der sich G. in seinen Ausführungen zur Theorie und Praxis der Schriftauslegung sehr verbunden weiß: Heinrich Schlier, der seinerzeit mit G. zur Marburger „Graeca“ gehört hatte. Zwei seiner Aufsätze seien genannt, in denen Schliers Nähe zur hermeneutischen Philosophie G.s offenkundig ist: „Was heißt Auslegung der Heiligen Schrift?“ (in: Ders., *Besinnung auf das Neue Testament*, Freiburg i. Br. 1964, 35–62) sowie: „Verkündigung und Sprache“ (in: Ders., *Der Geist und die Kirche*, Freiburg i. Br. 1980, 3–19).

Es sei noch erwähnt, dass Di Cesares G.-Porträt seine hilfreiche Abrundung durch eine Zeittafel zur Biographie und durch eine ausgiebige Bibliographie erfährt. So kann dieses Buch allen, die sich mit dem Leben und dem Werk Hans-Georg Gadamer's befassen wollen, nur nachdrücklich empfohlen werden.

W. LÖSER S. J.

READER, SORAN, *Needs and Moral Necessity*. London: Routledge 2007. 171 S., ISBN 978-0-415-96035-9.

Soran Reader (= R.) ist Direktorin des Zentrums für Ethische Philosophie der Universität Durham und zählt zu einer neuen Generation von Philosophinnen und Philosophen, die ein „concept of need“ als Fundament der moralischen Normativität befürworten.

In ihrem Buch „Needs and Moral Necessity“ will sie ihren Ansatz umfassend erklären und dessen Vorrangstellung vor den gegenwärtig einflussreichsten Richtungen der Moralphilosophie unter Beweis stellen. Am Anfang ihres Buches legt R. ein Bekenntnis ihrer moralphilosophischen Position ab: „Things matter. They make moral demands. They have needs, they can lack what they need, and they can need help to avoid lack and to be restored from it. I think that ethics is our response to this aptness of things to lack what they need, and to require help“ (1). Diese Einsicht in den Ursprung moralischer Notwendigkeit und das Wesen der Ethik wurde, so R., in der herkömmlichen Moralphilosophie völlig verkannt. R. beansprucht mit ihrem moralphilosophischen Entwurf, im weiten und komplexen Spektrum ethischer Theorien etwas Originäres und Revolutionäres gefunden zu haben, demzufolge die Quelle moralischer Notwendigkeit in den Bedürfnissen („needs“) der Rezipienten („patients“), d. h. in den von unseren moralischen Handlungen potenziell Betroffenen zu finden ist.

In ihrem ersten Kap. konfrontiert R. konsequentialistische, deontologische und tugendethische Ansätze mit alltäglichen Situationen, die uns moralisch fordern und auf die wir spontan angemessen reagieren. Es stellt sich heraus, dass jene Moraltheorien gleichermaßen an ihrem Unvermögen scheitern, diese uns alltäglich widerfahrenen moralischen Erfahrungen glaubwürdig zu bestimmen. Repräsentanten konsequentialistischer Theorien, die in ihrer Erklärung auf ein Gefühl („sentiment“) zurückgreifen, irren sich,

wenn sie praktische Forderungen von wahrgenommenen Realitäten trennen und die Stitlichkeit von Handlungen relativ zu Lob oder Tadel, die diese erfahren, bestimmen. Dem kantischen Ansatz zufolge sind ethische Normen im Unterschied zu nicht-ethischen kategorisch, d. h., jene sind von kontingenten Dingen unabhängig zu verstehen. R. verwirft die Vorstellung unabgeleiteter kategorischer Verpflichtungen als inkohärent und Chimäre: „Since ethical norms are practical, relating to contingent actions, they cannot but be contingent themselves. Ethical norms have to be derived from contingencies, then, and have to depend on things that can be otherwise“ (16). Schließlich helfe eine Tugendethik mit ihrer Vorstellung eines guten bzw. tugendhaften Lebens dem moralischen Akteur höchstens indirekt, da wir in einer Situation, wo jemand Hilfe braucht, üblicherweise nicht daran denken, wie ein Handelnder ein tugendhaftes Leben führen sollte.

Weil laut R. die genannten normativen Ethiktheorien nur unzureichend die moralische Alltagsphänomenologie erklären, entwickelt sie in den Kap. 2 bis 5 ihre eigene Ethikkonzeption. Der Ethik nähert sie sich über einen aristotelisch geprägten Praxisbegriff, aus dem sich vier wesentliche Elemente einer Praxis gewinnen lassen: Akteur, Rezipient, Akt und Ziel. Der paradigmatische moralische Akteur erkennt eine moralisch fordernde Situation und gibt auf diese eine entsprechende Antwort. Nicht nur psychisch Kranke und Kinder, sondern auch diejenigen, die unter Stress oder Ablenkung unreflektiert agieren, sind laut R. keine moralischen Akteure. Potenzielle Rezipienten in der Ethik sind alle Entitäten, die Bedürfnisse haben. R. kritisiert die Identifizierung des Menschen als eigentlichen Rezipienten der Ethik und schlägt eine „Presumption of moral importance“ (19) vor, die besagt, dass jedes Ding moralisch wichtig ist und ein gewichtiger Grund für das Zerstören oder Verletzen von Dingen bestehen muss. Ein ethischer Akt zeichnet sich dadurch aus, dass dieser die Bedürfnisse moralischer Rezipienten befriedigt. In der Erfüllung von Bedürfnissen bestätigen wir ethische Ziele, wie die Ganzheit oder Unverletzlichkeit von Dingen, mit denen wir unser Leben teilen: „Ethics aims not at maximizing any value, nor even at promoting happiness or flourishing. It aims, more modestly but more importantly, at wholeness, at making sure things are all right or as they should be“ (34).

Zusätzlich versteht R. in Anlehnung an Alasdair MacIntyre Praktiken („practices“) als „coherent structures of human activity, which are ‚socially established““ (29). Die Praktiken moralischer Akteure werden durch die gegenwärtige Kultur unterstützt, in der sogenannte „Wächter“ ihre Mitglieder in eine bestimmte Praxis einführen und die Ausführung derselben überwachen. In ethische Praktiken einzusteigen, heißt, die Souveränität von Exzellenzkriterien und Regeln zu akzeptieren. In einem generationenübergreifenden Prozess werden diese Praktiken entwickelt, getestet und verändert. Die internalen Güter der Ethik sind solche Dinge, die durch die Praxis moralischer Akteure vor Schaden geschützt werden. Diese bereichern eine Gesellschaft bzw. eröffnen ihr mehr Möglichkeiten für ein gutes menschliches Leben. Institutionen sichern und fördern durch Bereitstellen externer Güter (z. B. Geld, Macht, Status) den Bestand ethischer Praxis.

Die eingangs kritisierten Theorien können in R.s Struktur ethischer Praxis verortet werden: Konsequentialistische Theorien fokussieren das Ziel einer Handlung, deontologische den Akt und seine Maxime und tugendethische den Akteur mit seinen Tugenden. In diesen Konzeptionen gerät laut R. aus dem Blick, dass die wirklichen Gründe moralischer Praxis die Bedürfnisse der Rezipienten sind. Aus diesem Grunde setzt R. die Rezipienten und ihre Bedürfnisse in das Zentrum ethischer Praxis. Diese Bedürfnisse konstituieren moralische Forderungen, auf die sich tugendhafte moralische Akteure verpflichten, und jenen zu begegnen, ist das Ziel ihrer ethischen Praxis.

Die Frage, was der Rezipient bedarf und was getan werden soll, um sein Bedürfnis zu stillen, thematisiert das vierte Kap. Die für eine ethische Praxis relevanten Bedürfnisse sind objektiv, „What I need depends not on what I think or how I feel, but on the way the world actually is“ (52), und empirisch feststellbar, „There is a fact of the matter about what is needed, which is empirically observable, or even ‚scientifically testable‘, if we really want that kind of thing“ (52). Für die begriffliche Eingrenzung moralisch signifikanter Bedürfnisse vergegenwärtigt sich R. die aristotelische Notwendigkeitsdiskussion in *Metaphysik* 1015a20-b15. Der aristotelische Notwendigkeitsbegriff korrespondiert mit der Grammatik des Wortes „need“. Unsere ethische Praxis antwortet auf

Notwendigkeiten, die in Bedürfnissen gründen, die sich wiederum auf die Existenz und das Leben bedürftiger Seiender („needing being“) beziehen und am wenigsten kontingent und optional sind.

Im fünften Kap. bespricht R. den moralischen Anspruch von Bedürfnissen und verwirft den in der politischen Philosophie vertretenen „Basic Needs Approach“. In diesem werden normative Bedürfnisse biologisch fixiert und deren moralische Ansprüche universal begründet. Im Gegensatz dazu bestimmt R. die Schwelle ethischer Praxis, über die hinaus moralische Agenten nicht mehr verpflichtet sind, den Bedürfnissen des Rezipienten entgegenzukommen, nicht zwischen Tod und Leben, sondern mit dem Schaden und Nicht-Schaden des Rezipienten, der in der moralischen Begegnung nie bloßes menschliches Seiendes, sondern ganze Person ist. Diese Sichtweise führt zu weiteren Überlegungen über die Eigenschaften moralisch relevanter Bedürfnisse und ihrer Bedingtheit durch Beziehungen. Die Universalität eines moralischen Anspruchs ist laut R. für eine ethische Praxis irrelevant, da der moralische Akteur stets Bedürfnissen einer partikularen Identität begegnet.

Nach der Darstellung ihres „concept of need“ bespricht R. im sechsten Kap. zentrale Einwände, die vorwiegend von Repräsentanten des populären „Capability Approach“ vorgebracht werden. Die Kritiker geben zu bedenken, dass Urteile moralischer Akteure manipulierbar sind, indem beliebige Forderungen als Bedürfnisforderungen ausgegeben werden oder eine bedürfnisorientierte Theorie sich paternalistisch gegenüber den Rezipienten verhält und ihre Passivität unterstützt. R. räumt ein, dass es durchaus Situationen geben kann, in denen der moralische Akteur verpflichtet ist, seine Lösung dem Rezipienten aufzudrängen. Einen weiteren Vorwurf, dass ihre Konzeption gegenüber komplexen Situationen inadäquat sei, entkräftet sie mit dem Hinweis, dass wir die moralische Bedeutsamkeit von Bedürfnissen hinsichtlich ihrer Unumgänglichkeit, Dringlichkeit, Objektivität und Bewältigbarkeit bemessen: „The concept of need, with the given background of the skills and knowledge that comprise ethical practice, and of moral relationships, seems to contain all the conceptual resources we need, to get ethical practice right“ (87).

In den letzten drei Kap. kommt R. auf die eingangs kritisierten normativen Theorien zurück. Jeder dieser Ansätze erzählt die Geschichte der ethischen Praxis aus der Perspektive eines Elementes. R.s Anliegen ist es zu zeigen, dass diese Theorien komplementär zu verstehen sind und ein Standpunkt ethischer Praxis, nämlich der des Rezipienten, in den gegenwärtigen normativen Theorien abgeht.

R.s Verständnis von Ethik und die normative Grundlegung derselben durch ein „concept of need“ sind auf den ersten Blick sehr ansprechend. Mit eingängigen Beispielen weist sie auf die Defizite von drei einflussreichen Moralphilosophien hin und unterstreicht deren Komplementarität in Bezug auf ihren eigenen Ansatz, der den Ursprung moralischer Normativität im Rezipienten selbst verortet. Die Ausarbeitung zentraler Elemente der ethischen Praxis trägt zu einem besseren Verständnis der Ethik bei, und die kritische Einordnung der unterschiedlichen ethischen Theorien besticht durch ihre Klarheit.

Eine derart pointierte und mit hohem Anspruch versehene Moraltheorie wirft indes Fragen auf, von denen an dieser Stelle nur einige genannt werden sollten. R.s Projekt, die Ethik nicht akademischen Disputen zu überlassen, sondern der Praxis „zurückzugeben“, läuft Gefahr, das reflektierende Element einer normativen Ethik zu ignorieren. Ihre Argumentation geht zuweilen nicht über die Aufzählung alltagsintuitiver Beispiele und der Bestätigung des vorherrschenden moralischen Bewusstseins hinaus und lässt wichtige Probleme (z. B. Universalität von Normen) ausdrücklich beiseite. In diesem Zusammenhang werden m. E. zwei Merkmale der Ethik als praktischer Wissenschaft vernachlässigt, der es erstens um eine gerechtfertigte bzw. verantwortbare Praxis geht und deren Überlegungen zweitens im Bereich des Allgemeinen verbleiben, so dass diese das alltägliche moralische Bewusstsein niemals einholen und daher keine konkreten Handlungsanweisungen geben.

Des Weiteren muss R.s These dahingehend überprüft werden, ob tatsächlich die Rolle der Bedürfnisse in der Ethik bislang ignoriert wurde. Wird das Problem der Gleichsetzung ethischer Praxis mit der Befriedigung bestimmter Bedürfnisse zurückgestellt, so

bleibt eine weitere Behauptung fragwürdig, dass nämlich in keiner der kritisierten Theorien der Anblick eines in Not geratenen Menschen den moralischen Akteur *prima facie* zum Handeln auffordert. Den meisten Vertretern der kritisierten Theorien scheint es durchaus bewusst zu sein, dass wir in unserer ethischen Praxis auch auf solche Bedürfnisse antworten. Doch kann sich die Rechtfertigung einer ethischen Praxis nicht mit solchen Feststellungen begnügen, was sich insbesondere angesichts komplexer oder dilemmageleglicher Situationen bewahrheitet. Die moralischen Einzelteile sind bei R. u. a. deshalb so plausibel, weil sie dem herrschenden *common sense* entsprechen.

Dennoch scheint R. keine ausschließlich induktive Ethik zu vertreten: Moralische Akteure zeichnen sich bei ihr durch bestimmte intellektive und motivationale Eigenschaften aus. Aus deren intuitiven normativen Einzelurteilen lassen sich Rahmenbedingungen explizieren, die den moralisch signifikanten Bedürfnisbegriff begrenzen und eine Axiologie unter den Bedürfnissen ermöglichen. Abgesehen von der Frage nach der Leistungsfähigkeit ihres Bedürfnisbegriffs in der Ethik und der Gefahr der Unterbestimmung der Ethik lässt sich fragen, ob erstens R.s Anliegen, die Bedürfnisse des Menschen als Grund moralischer Normativität anzuerkennen, nicht genauso gut von mittlerweile etablierten Theorien des moralischen Realismus erfüllt werden könne, und zweitens, worin der „Mehrwert“ ihrer Theorie liege?

R.s Projekt kann m. E. vor dem Hintergrund der Differenzierung zwischen Ethik als praktischer Wissenschaft und als Praxis besser verstanden und angemessen gewürdigt werden. R. geht es vorrangig um letztere, und sie riskiert explizit und bewusst eine gewisse Einseitigkeit, indem sie komplementär zu anderen Ethikansätzen die Position der Rezipienten betont, um dem Ziel der Ethik als verantwortbarer Praxis näher zu kommen.

A. FRITZ

WAS SIND MENSCHLICHE PERSONEN? Ein akththeoretischer Zugang. Herausgegeben von Bruno Niederbacher, Edmund Runggaldier. Frankfurt am Main [u. a.]: ontos Verlag 2008. 208 S., ISBN 978-3-86838-013-2.

In den typischen Tätigkeiten eines Seienden zeigen sich dessen Vermögen, und diese erschließen sein Wesen. Das ist ein aristotelisch-thomistischer Gedanke, von dem aus eine Gruppe christlicher Philosophen sich 2008 in Wien auf einer Tagung der Titelfrage gewidmet hat. Nach der kurzen Einleitung durch den ersten eröffnet der zweite Herausgeber die Reihe der Beiträge: „Operatio demonstrat substantiam“. Neben der vierdimensionalen wissenschaftlichen Ontologie von Ereignissen behält die dreidimensionale lebensweltliche ihr Recht, in der Individuen „während ihrer ganzen Existenz immer im aktuellen Jetzt existieren“ (23). Sortale Ausdrücke für sie werden realistisch statt bloß konventionell aufgefasst. „Selbsterfahrung führt uns zur Überzeugung, dass wir als Kontinuanten agentia sind, die Verschiedenes hervorrufen“ (27). Solchen Vollzügen liegen Potenzen, aktive Dispositionen zugrunde. Um Dispositionen geht es z. B. besonders in der Chemie; in der Biologie liegen sie der Unterscheidung von artgemäßen (gesunden) und kranken Tigern zugrunde; hier wie schon beim Heliotropismus von Pflanzen drängt sich die Rehabilitierung der Teleologie auf.

G. Pöltner: „Homo quodammodo totum ens“, bietet Überlegungen zum Methodenproblem der Anthropologie. Die Frage nach dem Menschen kann nicht ohne die Wissenschaften, doch nicht nur durch sie beantwortet werden. Sie stellt sich als Frage des Selbstverständnisses, mit dem Problem, dass der Mensch sich leicht von dem her zu verstehen sucht, was er nicht ist. Den Anfang sollte aber unser ursprüngliches Vertrautsein mit uns bilden. Indem es thematisiert wird, geht die Analyse von den Objekten über unsere Vollzüge bzgl. ihrer zu unserem Können derer bis zum Subjekt dieses Könnens. Dessen = unsere Vollzüge zeigen sich als Selbstvollzüge – in Weltoffenheit dank unserer Leiblichkeit, gelebt als Differenz-Einheit von Person und/in Leib.

L. Rudder Baker: Tätigsein und Erste-Person-Perspektive, analysiert zunächst das Tätigsein. Minimal ist es, wenn nur durch Absichten, Wünsche erklärbar; rational bei Einstellungen zweiter Ordnung (Wünschen bzgl. der eigenen Wünsche): moralisch bei Hinzutritt der Einsicht, etwas zu tun bzw. getan zu haben. Personen sodann sind Wesen, denen eine Erste-Person-Perspektive wesentlich ist: Erwachsenen „robust“ (begrifflich